

Redaktion:  
Stempfergasse Nr. 7, 2. Stad.

Manuskripte  
werden nicht zurückgegeben; anonyme  
Mitteilungen nicht berücksichtigt.  
Das Morgenblatt erscheint täglich  
mit Ausnahme der Montage und der  
auf hohe Feiertage folgenden Tage, das  
Abendblatt täglich, außer Sonn- und  
Feiertags.

Telephon-Nummern:  
Redaktion: 2137, Interurban: 2134,  
Administration: 2136.

Inserate werden angenommen:  
in der Administration, Graz, Stempfergasse Nr. 7, ferner: in Wien bei  
den Herren: M. Pufes; Saafes-  
stein & Vogler; Rudolf Hofe;  
Eduard Braun; Seiner. Salska, sowie  
bei den Titularen vorstehender Firmen in  
allen bedeutenderen Städten des In-  
und Auslandes.

# Tagespost.

Abendblatt.

Administration:  
Stempfergasse Nr. 7.

Pränumerations-Preise:

Für Graz mit Abholung:  
Monatlich . . . . . 1 K 30 h  
Dierteljährig . . . . . 5 . 40  
Halbjährig . . . . . 10 . 80  
Jahrespreis . . . . . 21 . 60  
Mit Zustellung monatlich 40 h mehr.

Für Postzusendung:

Monatlich . . . . . 2 K 60 h  
Dierteljährig . . . . . 7 . 50  
Halbjährig . . . . . 15 .  
Jahrespreis . . . . . 30 .

Einzelne Nummern:

Morgen- und Montagblatt . . . 8 h  
Sonn- und Feiertagsblatt . . . 10 .  
Abendblatt . . . . . 4 .

In Wien übernimmt Abonnement das  
Wiener Zeitungs-Bureau, Wollzeile 6.  
In New-York die International  
Publishing Agency.

Zu Nr. 64.

Graz, Donnerstag 6. März 1913.

58. Jahrgang.

## Hemmungen.

Innere und äußere Politik.

Heute nachmittag tritt das Abgeordnetenhaus wieder zusammen, um die erste Lesung der Regierungsvorlagen über den Hausierhandel und die Arbeitszeit und den Ladenschluß im Handelsgewerbe zu absolvieren. Dann ist eine große Debatte über die auswärtige Lage angekündigt, aber dazu dürfte es erst kommen, wenn der Landesverteidigungsminister die Interpellationen über die Reservistenentlassungen beantwortet. Vorderhand wendet sich das Hauptinteresse noch der inneren Lage zu, denn diese ist wieder einmal ungeklärt. Daß der Finanzplan noch vor Ostern im Hause unter Dach und Fach gebracht werden könnte, davon ist heute kaum mehr die Rede. Denn die Erfüllung dieses Wunsches, an dem Staat, Länder und Staatsbeamten gleich lebhaft interessiert sind, hängt von einer ganzen Reihe von Vorbedingungen ab, und zieht man außerdem noch die Kürze der zur Verfügung stehenden Frist in Betracht, so muß einem um das Schicksal des Finanzplanes bange werden. Die Differenzen im Balkenklub zwischen Konservern und Volksparteilern sind zwar gestern Abend noch ausgeglichen worden, jetzt gilt es aber, mit den Ruthenen endlich eine Ausgleichsmöglichkeit zu schaffen und, was dann das Wichtigste wäre, die Debatte im Finanzausschuß im Galopp zu erledigen. Wird die Angelegenheit auf die Zeit nach Ostern verschoben, so ist große Gefahr, daß sie überhaupt verschlampt wird; es ist aber noch immer nicht der allerletzte Hoffnungsschimmer ge-

schwunden, daß der Finanzplan schließlich doch noch vor Ostern erledigt wird. Das jetzige Haus kann ja auf mehrere anerkanntswerte Präzedenzfälle verweisen, daß Vorlagen, über die im Ausschusse monatelang beraten wurde, das Plenum in wenigen Tagen, ja Stunden passierten.

Ähnlich wie in der inneren, sieht es augenblicklich auch in der auswärtigen Politik aus; es will nichts recht vom Fleck. Die Reservistenentlassungen, die für Ende letzter Woche angekündigt waren, sind bisher noch immer nicht erfolgt. Das läßt den Rückschluß zu, daß die Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg einen sehr schleppenden Verlauf nehmen, und wenn es sich auch nur mehr um die Erledigung formaler Fragen handeln soll, so ist dieses Schnecken tempo erst recht bezeichnend für die Schwierigkeiten, mit Rußland wieder in ein erträgliches Verhältnis zu gelangen. Die Bevölkerung ist der schweren Sorge um die Zukunft müde und möchte sich je eher, desto besser wieder ihrem von keiner Kriegsgefahr bedrohten friedlichen Erwerb widmen. Es ist deshalb ihr gutes Recht, zu verlangen, daß, wie im Parlament, so auch im Palais am Wiener Ballhausplatz Hemmungen überwunden und die Möglichkeit für den Beginn einer besseren Zukunft geschaffen werde.

## Serbenverfolgungen in Bosnien?

(Brief aus Sarajevo.)

Es geht den Serben in Bosnien noch immer nicht gut. Recht schlecht sogar, wenn man denen glauben darf, die unlängst beim gemeinsamen Finanzminister Ritter von Bilinski Klage geführt

haben. Landtagsvizepräsident Sola, der vielseitig gewandte Dr. Erakic und der reiche Stefanovic waren die Sprecher. Es muß doch schon arg geworden sein, wenn sich solche Herren an die höchste Verwaltungsstelle um Abhilfe gewendet haben, wenn sie ihr Zentralorgan, die „Srpska Rijec“, gleich nach ihrem Besuch telegraphisch wissen ließen, daß sie vom Minister „energisch verlangt haben, daß doch dem nun schon Monate währenden Schikanieren des serbischen Elementes endlich ein Ende gemacht werde“, und daß der Minister auf diese „energische Intervention“ hin versprochen habe, jeden einzelnen Fall unterzuchen zu lassen und wo Unrecht geschehen sei, es nach Unlichkeit gutzumachen. Um auch der weiteren Öffentlichkeit die Augen zu öffnen, folgte im selben Organe tags darauf ein Leitartikel, der in den schwärzesten Tinten ein Bild der Verfolgungen der Serben entwirft. Man müßte faktisch glauben, daß regelrechte Pogroms gegen die Serben angestiftet und von den Behörden gutgeheißen werden, so erschreckend düster ist die Lage der Serben dargestellt.

Wie sonderbar aber, daß man nur allgemeine Anklagen und Verwünschungen vernimmt, daß man aber aus den Tausenden von Fällen nicht zehn Fälle heraushebt. Dieses Sonderbare aber trägt den Stempel der Unwahrheit. Warum haben die Herren nicht den Mut gehabt, beim Landeschef Beschwerde zu führen, warum ist es zu keiner „energischen Intervention“ vor dieser Stelle gekommen? In hundert anderen Dingen sind sie ohneweiters beflissen, beim Landeschef vorstellig zu werden, und in dieser für das Serbentum so bedrohlichen Situation fanden sie es nicht geraten? Das ist doch auch sonderbar. Gewiß, nach außen hin

## Theater und Kunst.

Gurrelieder.

Dichtung von Jens Peter Jacobsen (Deutsch von F. Arnold); Chor, Soli, Orchester. Wien, 21. Februar 1913. Uraufführung durch den Philharmonischen Chor unter Franz Schreker.

Premierenstimmung im Musikvereinsaal, die erlesensten Musikerkreise sind versammelt, erwartungsvolle Gesichter, 10 Hörner, 4 Harfen, blaßierte, tiefinnige Kunsttrichter, Celesta, zehnfach geteilte Geigen, elegante Frauen kokettieren, schwere eiserne Ketten, Klavierauszugbewaffnete Schoppsingen, 4 Chöre, 2 Kontrafagotte, führerblättern Sachverständige, 7 Klarinetten, 6 Trompeten — ungewöhnlich lebhaftes Getuschel aller jener, die etwas Großartig-Scheußliches erwarten. Dann kommt Schreker, der seinen prüfenden Feldherrnblick erst über seine Armeen gleiten läßt, um sich über ihre Aufstellung zu vergewissern und dann . . . : Das, was kam, war so gar nichts Furchtbares, sondern etwas ganz herrlich Schönes — Jugendjauchzendes: Das Wunderbare geschah — Arnold Schönberg hat mit seinem neuen Chorwerk seinen ersten durchschlagenden, unbestrittenen Erfolg errungen, derselbe Schönberg, der bisher in allen europäischen Großstädten nur leidenschaftlichste Ablehnung von Seiten des Konzertpublikums erfahren hatte.

Ein Vorspiel in Debussyscher Instrumentationsart und Formgebung leitet die gedankentiefe Dichtung ein, die mit der großartig gesteigerten Liebeszene zwischen König Waldemar (Hans Knauth) und Tuve (Frau Winternitz-Dorda) einsetzt. Im Vorspiel liegt das stimmende Milieu: die nordisch kühl im Sonnenlicht ruhende See — eine schimmernde Klippe. Eigenartige Klänge, die an Berlioz (See Mab) und die Jungfranzosen gemahnen — doch vielleicht um eine Schattierung höher, deutlicher. Dann kommt die Liebeszene. Hier leistet Schönberg Außerordentliches an raffiniertester, wohlklingendster, polyphoner Steigerung. Doch ist die harmonische und thematische Durchführung keinesfalls extravaganter zu heißen. Vielmehr leitet sich die Harmonik ganz logisch, ohne Sprünge von der des

dritten Tristan-Altes her, obwohl sie eigentlich ganz originell genannt werden muß; (am stärksten gemahnt vielleicht die Liebeszene — auch textlich — an den Liebestod im Tristan). Am typischsten für echt Schönbergische Harmonik im gesamten Werke empfanden wir den Abschluß der Liebeszene (Waldemar: „Du wunderliche Tuve“), das Nachdenkliche, grüblerische Innehalten, wofür Schönberg ganz eigenartig komplizierte Töne erfunden hat, (hierher auch zu rechnen das Klagemotiv des Waldbogels), und das Zwischenspiel, das zum Auftauchen der Stimme des Waldbogels (Marie Freund) führt. Der „kleine Sextakkord“ flattert ganz eigenartig auf und ab — und der Waldbogel, der Tuves Tod berichtet, ist eingeführt. Diese Einföhrung des Waldbogels ist instrumental die interessanteste und originellste Stelle des Werkes, ein „schönbergischer Orchesterreffekt“.

Dieser erste Teil des Werkes ist in seiner Gesamtheit auch das Stärkste, das uns Schönberg je geschenkt hat, das Beste des Werkes, ein durchwegs wirklich herrlich klingender, aus einem reichen Herzen strömender Melodienquell, ohne Verklüftung, ohne Bizarrie. Nach dieser ersten Abteilung bereits rauschender Beifall und Hervorrufe. Bescheiden, vor Freude ganz verwirrt, erscheint Schönberg und dankt. Die unten danken ihm!

Es folgt der sehr kurze zweite Teil: König Waldemar ballt die gebarnigte Faust: „Herrgott, auch ich bin ein Herrscher“ — Pizzikatoschläge des Streichkörpers, düsteres Fis- und B-Moll! Fast der Art der Thematik und des Inhalts nach ein Kind des zweiten Altes der Walküre. „Wehe!“ Damit schließt der erschütternde Satz. Der Schlusssatz ist „Wilde Jagd“ überschrieben. Gestopfte Posaunen und Tuben, Rührtrommel, Klyphon, Kettengerassel, Streicher „col legno“. Es geht ein Hezenabbat los: Der gottgestrafte König ruft seine Mannen auf zur wilden Jagd. Trotz aller Hezenkünste, trotz Brutalität wüster Klangkombinationen, muß die Wilde Jagd als schwächer, als die beiden ersten Sätze bezeichnet werden. Denn die Steigerung ist viel weniger im formalen Aufbau gelegen, als vielmehr in der meisterhaften Handhabung des instrumentalen

Apparates — auch Klaus Narr (Herr Boruttan), der Träger der Kontrastwirkung und Waldemars Fluch können darüber nicht wegtäuschen.

Die wilde Jagd ist zu Ende und die Natur, die Mlauseicherin, tritt in ihre Rechte: „Des Sommers wilde Jagd“. Zu diesem Teil wird durch ein eintöniges häßliches, durch langames Tempo gebildetes Zwischenspiel überleitet: die Kontrabaßtaube gibt ihre grunzendsten, tiefsten Töne in einem endlosen Orgelpunkt gemischt mit Kontrafagott und Baßklarinette von sich; nun folgt die Einleitung zum Sommerwind in Form eines neuerlichen Orgelpunktes, aber im anderen Extrem: 8 Piccolos und Flöten und 2 Es-Klarinetten peinigten unnotwendigerweise aber andauernd mit ihren schneidenden Tönen den Hörer, der froh ist, endlich wieder Streichertöne zu hören. Aber leider sind die mit Dämpfern gedeckten Streicher solistisch verwendet, der Klang wird rüchgratlos, da sich eine einzige Sologeige nicht gegen die Bläser (rollende Klarinetten und geplopte Trompeten) behaupten kann. Schon Berlioz warnt vor übertriebener Verwendung der Sologeige. Dies macht den sonst reizenden Orchesterklang qualvoll eintönig. Es naht der Morgen; noch einmal schildert der Sprecher melodramatisch (leider ist auch die Sprechtonhöhe fixiert) die Grauen dieser schwindenden Nacht; der Föhn legt sich: Morgen!

Der Chor, nun auch Frauenstimmen enthaltend, schwilt: die Sonne! C-Dur, wirkliches, echtes C-Dur! (Wohl das erste im Stück; man beachte Schönbergs Ökonomie!) „Farbenroh am Himmelsraum, östlich grüßt ihr Morgentraum.“ Diese Chorstelle gelangt wohl am besten und zählt mit zu dem schönsten der Chorliteratur. Nochmals eine rauschende Steigerung: die Trompeten, Posaunen und Harfen schlagen in hochschäumenden Wogen über den hundertstimmigen Chor zusammen.

Tücher schwenken — und jubelnde Freude! Nur Dirigenten, die ihre Partitur lieben, können es so machen wie Schreker es machte, und er hob die zahllosen Schönheiten des Werkes. Es gab ja kleine Schwankungen, aber kaum jemand kann beurteilen, was es heißt, sechs-

hundert bis siebenhundert Ausführende zusammenzuschweißen zu einem tönenden Willen. Das Tonkünstler-Orchester hielt das furchtbar schwierige Werk tapfer und ohne Ermüdung durch. Frau Winterlich-Dorda ragte durch ihre absolute Trefflichkeit hervor, weniger Herr Machob. Den „Sprecher“ sprach Prof. Gregori und Rosalewicz den Bauer. Mächtig klangen die Chöre (Philharmonischer Chor und Wiener Kaufmännischer Gesangverein). Wir wünschen dem Werke eine glückliche Fahrt durch die Welt (auch nach Graz), denn es ist eines von jenen wenigen, die die angewandten außerordentlichen Mittel rechtfertigen durch die Größe des Dargestellten. Schönberg aber wird in Zukunft unter die Vorgarde deutscher Künstler gezählt werden und die Welt wird sich bequemen müssen, ihre Ohren dem Neuartigen anzupassen, das dieser geniale Mensch in seinen anderen Werken seinen Hörern zumutet; denn er hat der Welt seine Surrelieder geschenkt und hat jetzt das Recht dazu. —mb—

**Ernst Goll-Abend.** Gestern hielt über Aufforderung des akademischen Verbandes deutscher Philologen in einem Hörsaal der Universität vor dichtgedrängten Zuhörern Fritz Oberndorfer einen Vortrag über seinen toten Freund. Ausgehend von dem Gedicht „Robert Michels Abschied“ verglich er des Dichters Lebenswerk mit einem klaren Becher, den dieser über Gefahren und Tod hinaus unverfehrt und rein bewahrt hat. In musterhaftem Aufbau entwickelte sich das Lebens- und Schaffensbild Golls, von den schönen Stunden in der Untersteiermark, an den kärntnerischen Seen und in Venedig bis zu den schweren Fragen lyrischer Formarbeit, mit denen sich Goll auseinandersetzte. Von Gedicht zu Gedicht, von Stimmung zu Stimmung die Brücke schlagend, führte uns der Vortragende dann durch das „Bittere Menschenland“, immer von neuem innehaltend, unterweisend, ausbauend. Wir danken Oberndorfer für die erste gesprochene Biographie, für den ersten Weiheabend, der Golls Namen führte. Wir danken ihm ganz besonders dafür, daß er mit Feingefühl eine Schilderung der letzten Wochen und

lauschten, wird das Gelbblau aus dem Herzen gesprochen sein:

Aber uns, die glückvermeßen  
Deinen stolzen Flug gesehn,  
Wird es tief und unvergessen  
In der jungen Seele stehn:  
Daß von holderem Gestade  
Eine weiße Möbe kam,  
Heller uns're trüben Pfade  
Leuchten ließ — und Abschied nahm.

J. Fr. Sch.

**Miti Jerika Mitglied der Hofoper.** Aus Wien wird uns vom 6. d. telegraphiert: Zwischen Direktor Gregor und Direktor Rainer-Simons wurde ein Abkommen getroffen, wonach Fräulein Jerika bereits mit heutigem Tage als engagiertes Mitglied in den Verband der Hofoper tritt.

**Konzert Weingartner-Margel in Wien.** Aus Wien wird uns vom 6. d. berichtet: Felix Weingartner und Frau Weingartner-Margel sind von ihrer amerikanischen Tournee gestern in Wien eingetroffen. Das große Konzert der beiden Künstler findet am Freitag den 14. d. statt.

**Die erste Äußerung Siegfried Wagners zur Parsifal-Frage.** Man schreibt uns aus Regensburg: Anlässlich der Enthüllung der Richard Wagner-Büste in der Walkalla, die am 100. Geburtstage des Meisters erfolgen soll, ist im Regensburger Stadttheater eine Festaufführung der Meisterfingerring mit ersten Kräften beabsichtigt. Siegfried Wagner erwiderte, als er bei seiner jüngsten Anwesenheit in Regensburg um die Leitung der Aufführung ersucht wurde: „Bei der Stellung der deutschen Nation zur Parsifal-Frage ist mir das nicht möglich. Wenden Sie sich an Dr. Richter.“ (Die Mitglieder der Familie Wagner haben bisher zur Parsifalschubbewegung in keiner Weise Stellung genommen, da es dem freien Willen des deutschen Volkes überlassen bleiben sollte, ob es das künstlerische Testament Wagners erfüllte, oder nicht. Da nun das letztere eingetreten zu

**Kraufführung am Marburger Stadttheater.** Aus Marburg wird uns vom 5. d. geschrieben: Unsere Aufmerksamkeit galt am 4. d. Kraufführung des einaktigen Studentendramas „Die Flamme“ von Rudolf Bernreiter, dem jungen Marburger. Der Gedanke des Stückes Bezeichnung Handlung wäre nicht am Platze — bald wiedergegeben. Der Abiturient Ferry Rittner tritt mit einem Mädchen ein folgenschweres Liebesverhältnis. Sein Vater, ein Professor, soll Direktor werden, was er gewiß nicht würde, wenn man erführe, daß sein Sohn „solche Sachen“ macht. Die Schuld muß also dem Jungen abgenommen werden und sein Bruder, der Organist Donat, ein Krüppel, ist selbstlos genug, dieses Opfer zu bringen. Denn auch er liebt jenes Mädchen. Der Professor kann also Direktor werden, wenn man einerseits für möglich hält, daß sich die schöne, lebenslustige Milli dem — gewiß herzensguten und edlen — Krüppel hingeeben, und andererseits glauben kann, daß der Vater nur für einen seiner Söhne, den Studenten, verantwortlich gemacht werden darf, nicht aber auch für den körperlich defekten Nichtstudenten. Dies sind aber Bedenken, die uns nicht gestatten, den Autor der Heiligen Flamme als einen Könnenden zu bezeichnen. Bernreiter ist für seine neunzehn Jahre außerordentlich belesen und eine philosophisch veranlagte Natur. Den künftigen Dramatiker verrät ein gewisses Geschick in der Aufmachung des Stückes, den Anfänger zeigen die etwas blutlosen Gestalten, unter denen nur der Professor und der Krüppel nachhaltendes Interesse zu erwecken verstehen. Wie wir aber Bernreiters Jugend und Unerfahrenheit für die Schwächen seines Stückes verantwortlich machen dürfen, so müssen wir eben auf diese Jugend unsere Hoffnungen setzen, deren Erfüllung Bernreiter aber auch zum Schlusse auch jenen zu danken haben wird, die ihm diesmal wohl Mut und Vorwärts zuzurufen, aber nicht verhehlen, daß sie den Willen für das Abnemen nahmen. Sämtliche Darsteller nahmen sich ihrer Rollen äußerst warmherzig an.

Alfred Maderub.